

## Visualisierung des Unsichtbaren: Bereicherung oder Medienterror?

Dr. Matthias Puhle, Magdeburg

Meine Aufgabe ist es heute, als *Advocatus Diaboli* zu fungieren, sozusagen aus der Sicht klassischer Museen den Einsatz moderner Medien im Museum zumindest kritisch zu beurteilen. Ich komme diesem Auftrag gerne nach, auch wenn das Plädoyer am Ende differenzierter ausfällt als es dem Auftraggeber, Herrn Lochmann, möglicherweise gefällt.

Es ist hierbei gar nicht so einfach, originell zu sein, also Gedanken ins Spiel zu bringen, die so noch gar nicht gedacht worden sind. Denn natürlich sind die Argumente für bzw. gegen den Einsatz moderner Medien bereits vielfach hin- und hergewendet worden.

Deshalb berichte ich zunächst einmal von den Erfahrungen, die wir im Kulturhistorischen Museum Magdeburg während der Ausstellung „Otto der Große, Magdeburg und Europa“ im Jahr 2001 mit dem Einsatz moderner Medien gemacht haben und komme dann zu allgemeineren Einsichten. Im Grunde standen wir vor derselben Situation, von denen die Kollegen aus Kalkriese heute berichtet haben und andere Kollegen ständig stehen. Wir mußten in unserer Ausstellung über hochinteressante historische Strukturen berichten, für die originale Objekte nicht zu beschaffen waren oder noch schlimmer, überhaupt nicht existieren, über Sachverhalte also, die wir aus Spurenelementen historischer Überlieferung, aus Urkunden des 10. Jahrhunderts oder aus minimalen archäologischen Überlieferungen zu rekonstruieren bzw. sichtbar zu machen hatten. Bei diesen Sachverhalten handelt es sich natürlich normalerweise nicht um Marginalien der Geschichte, sondern um bedeutende Fragestellungen, die nicht selten aufgrund einer reichen Legendenbildung oder eines Geschichtsbildes, das deutlich die Züge des 19. Jahrhunderts trägt, von dem man ja weiß, daß es viel besser als das Mittelalter selbst glaubte zu wissen, wie das Mittelalter eigentlich war, sich tief in das kollektive Gedächtnis eines Landes eingegraben haben. Als ich mich vor rund zehn Jahren intensiv mit Klaus Störtebeker und der mit ihm zusammenhängenden legendenhaften Überlieferung beschäftigte, schlug mir bei vielen Vorträgen in der sich anschließenden Diskussion die Frage entgegen, ob es denn nun stimme, daß Störtebeker nach der Exekution ohne Kopf an elf seiner Männer vorbeigelaufen sei und sie dadurch vor der Hinrichtung gerettet hätte. Wer beschreibt die Enttäuschung, als ich erklärte, daß genau dieses aus den zeitgenössischen Quellen nicht zu entnehmen war und meines Wissens medizinisch kaum denkbar sei.

Warum entstehen überhaupt Legenden? Ein ganz entscheidender Grund liegt in der menschlichen Fabulierlust, der Lust an der „Wiederverzauberung der Welt“. Daneben spielen verdrängte, unterdrückte oder auch ganz offen ausgesprochene Wünsche nach einem Idealzustand der Welt eine wichtige Rolle. Diese Sehnsucht kann durch einen wie auch immer gearteten „Helden“ Gestalt annehmen. So gesehen verraten viele Mythen und Sagen viel mehr über den Bewußtseinszustand und die psychische Verfassung eines Volkes zu einer bestimmten Zeit, als daß sie über wahre Begebenheiten und Personen berichten.

Zurück zu unserer Ausstellung „Otto der Große“. Ein zentrales Thema bildete die Frage nach der Kaiserpfalz Ottos des Großen in Magdeburg. In den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war auf dem Magdeburger Domplatz bei stadtkernarchäologischen Grabungen ein Grundriß gefunden worden, der sehr schnell in die Zeit Ottos des Großen datiert wurde. Der nächste Schritt, diesen Grundriß als Relikt des Palastes Ottos des Großen anzusehen, der sich aufgrund der schriftlichen Quellenlage - mehrfach ist ein „Palatium“ in Magdeburg überliefert - in Magdeburg befunden haben muß, war ebenso schnell vollzogen. Die Magdeburger waren hingerissen, in ihrer vom 2. Weltkrieg geschundenen und vom DDR-Wohnungsbau schon schwer

gezeichneten Stadt mit dieser großen Geschichte, die nur noch an so wenigen Orten in der Stadt ablesbar war, waren die Überreste eines kaiserlichen Palastes aus dem Hohen Mittelalter gefunden worden. Auch wenn „Feudalherren“ in der damaligen DDR nicht gerade zu den Persönlichkeiten gehörten, auf denen man die Identität des sozialistischen Staates aufbaute, war man in der beginnenden Diskussion um die „Erbepflege“, die auch zunehmend eigentlich nicht in die Ideologie passende historische Strukturen mit einschloß, dann doch geradezu stolz, einen solchen Fund vorweisen zu können.

Und im Westen war man selbst unter Fachleuten auch ohne ausreichende kritische Untersuchung bereit, die Begeisterung zu teilen. Der westfränkischen Hauptpfalz Karls des Großen in Aachen stand nun das Zentrum der ostfränkischen Saxonia Ottos des Großen in Magdeburg gegenüber, so wie es historisch auch korrekt war. Der Ausgräber in Magdeburg ist, da er wenige Jahre nach der spektakulären Entdeckung starb, nicht mehr dazu gekommen, seine Ausgrabungen befriedigend zu publizieren. Das war unser Pech. Um diese Untersuchungen am Ausgrabungs- und dokumentarischen Material zu einem gewissen Abschluß zu bringen, beantragten wir zusammen mit dem GWZO (Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas) in Leipzig bei der DFG ein Forschungsprojekt, das auch genehmigt wurde. Parallel zu diesem archäologischen Forschungsprojekt entwickelten wir gemeinsam mit dem Institut für Computervisualistik an der Otto von Guericke-Universität ein Projekt, das die nicht mehr vorhandene Pfalz virtuell wieder erstehen lassen sollte. Dieses Projekt stand jahrelang unter dem Titel „Die Kaiserpfalz Ottos des Großen in Magdeburg“. Die Stadt Magdeburg hatte zudem inzwischen beschlossen, den Grundriß der Pfalz auf dem Domplatz im Sinne eines Kaiserpfalzdenkmals gestalten zu lassen. Diese Baumaßnahme sollte etwa eine halbe Million Euro kosten.

Zwei Jahre vor Ausstellungs- und Baubeginn ließ die mit der Fundauswertung beauftragte Archäologin Dr. Babette Ludowici verlauten, daß sie wohl zu etwas anderen Ergebnissen als der Ausgräber Ernst Nickel zu DDR-Zeiten kommen würde. Mich ließ das aufhorchen, und in einem ausführlichen Gespräch wurden meine Befürchtungen bestätigt.

Die Kaiserpfalz war mitnichten eine Kaiserpfalz, der Gebäudegrundriß entsprach mit Sicherheit nicht einem Profanbau des 10. Jahrhunderts, sondern eindeutig einem Sakralbau. Eine Kirche anstelle des Palastes Ottos des Großen! Und wir vermissen in Magdeburg eigentlich keine Kirche des 10. Jahrhunderts! Was sollte nun aus der „Virtualisierung der Kaiserpfalz“ werden? Was aus dem Kaiserpfalzdenkmal auf dem Domplatz? Was aus dem Kernstück unserer Ausstellung? Vor meinem geistigen Auge ging das ganze Ottonenjahr 2001 mitsamt der Ausstellung unter. In dem Gespräch mit Frau Dr. Ludowici rang ich mich zu der einzig möglichen, wenn auch, wie ich fand, in der Situation tapferen Stellungnahme durch: Wissenschaft kennt keine Tabus, die Wahrheit muß ans Licht.

Wir sind dann ganz offensiv mit dem Thema umgegangen, haben andere Archäologen nach Magdeburg eingeladen, öffentliche Vortragsabende veranstaltet usw. In einer Vortragsveranstaltung fragte eine Besucherin am Ende, wieso der Museumsdirektor es zuließe, daß man den Magdeburgern die Kaiserpfalz wegnähme, wo wir doch sonst nicht so viel Historisches in Magdeburg hätten. Die FAZ titelte zur dennoch erfolgten Errichtung des Kaiserpfalzdenkmals auf dem Domplatz: „Wenn Wünsche bauen. Weggeforscht: Magdeburgs Otto-Pfalz als Investruine.“ Der Begriff Investruine bezieht sich darauf, daß hier auf dem Domplatz möglicherweise eine Kirche gestanden hat, die am Ende nie fertig geworden ist. In der Ausstellung haben wir uns dann mit klaren Aussagen zurückgehalten, wenn es um die Pfalz Ottos des Großen ging. Die Putz- und Dachziegelfragmente aus dem Boden des Domplatzes, die wir früher als Belege für die Existenz eines imposanten Palastes herangezogen hatten, wurden zu Baufragmenten aus dem Domplatz, Pfalzbereich, 10. Jahrhundert (?)

Wie haben wir uns bei der „Virtualisierung der Kaiserpfalz“ verhalten? Natürlich sind unsere Kooperationspartner des ISG (Institut für Simulation und Graphik) der Otto-von-Guericke Universität in Magdeburg in eine ebenfalls peinliche Situation gekommen. Das Projekt „Virtualisierung der Kaiserpfalz Ottos des Großen“ war eines von zehn Projekten im Rahmenvertrag zwischen der Telekom und dem Land Sachsen-Anhalt und war, obwohl es kaum in diesen sehr wissenschaftlich orientierten Rahmenvertrag paßte, aufgrund seiner Prominenz und Bedeutung für die Otto der Große-Ausstellung und auf politischen Druck der Landesregierung in diesen Vertrag aufgenommen worden. Immerhin ging es um umgerechnet etwa 500.000 EUR. Zu unser aller Glück war das Projekt schon so weit vorangekommen und auch schon in der Öffentlichkeit kommuniziert, daß das Abrücken von der Kaiserpfalz-Theorie das Projekt nicht mehr nachhaltig beschädigte. Man merkte aber in der entscheidenden Sitzung, an der Staatskanzlei und Telekom, das ISG und wir teilnahmen, was die Vertreter der Telekom und der Landesregierung von uns Archäologen und Historikern und unseren Theorien, letztlich von unserer Zuverlässigkeit als Vertragspartner hielten. Inhaltlich retteten wir uns damit, daß wir aus der bis dahin ziemlich punktuell geplanten virtuellen Rekonstruktion eines Bauwerks, eben der inzwischen weggeforschten Kaiserpfalz, in die Darstellung einer zeitlichen Abfolge des Baugeschehens auf dem Domplatz auswichen. D.h. wir boten statt der Virtualisierung der Magdeburger Kaiserpfalz eine „Virtuelle Zeitreise“ an, die den Besuchern die Möglichkeit gab, von heute bis in das 10. Jahrhundert zu reisen. Außerdem drehten wir den Spieß einfach um und machten aus der vermeintlichen Notlage eine Stärke, indem wir, angekommen im 10. Jahrhundert, vom „Magdeburger Rätsel“ sprachen, das uns die Grabungen aufgeben. Wir haben versucht, den Besucher auf dem Weg der historisch-archäologischen Interpretation und Arbeitsweise mitzunehmen und am Ende auch eine Neuinterpretation des hochmittelalterlichen Baugeschehens auf dem Magdeburger Domplatz anzubieten. Vorsichtig geworden, schließt diese Darstellung allerdings mit den Worten: „Es ist aber nicht auszuschließen, dass künftige Forschungen zu anderen Interpretationen des archäologischen Befundes der sechziger Jahre kommen werden. Noch ist das Magdeburger Rätsel nicht gelöst.“

Wie wurde die Virtuelle Zeitreise angenommen? Richtig evaluieren läßt sich das natürlich nicht. Die Meinungen im Besucherbuch gingen weit auseinander. Für Technikenthusiasten war diese Installation das Entscheidende in der gesamten Ausstellung. Andere fanden es langatmig und nicht auf der Höhe der technischen Möglichkeiten. Interessant war, daß lediglich die lokalen Medien intensiver sich mit der virtuellen Zeitreise befaßten. Die überregionalen Medien erwähnten die Installation entweder gar nicht oder nur am Rande. In einer südwestdeutschen Zeitung konnte man lesen, daß die Ausstellung „Otto der Große, Magdeburg und Europa“ dann richtig gut wurde, wenn man sich durch die Medientechnik durchgearbeitet hatte und bei den hochkarätigen Originalobjekten angekommen war.

Das ISG hat dieses Projekt auf Fachtagungen der Informatiker mit einigem Erfolg vorgestellt, ist dort auf großes Interesse gestoßen.

Im Zusammenhang mit der „Virtuellen Zeitreise“ innerhalb der Otto der Große-Ausstellung muß noch ein Medienkunstprojekt erwähnt werden, daß während der Ausstellung unter dem Titel „Zeit Raum Geschichte“ von drei Medienkünstlern hintereinander durchgeführt wurde. Diese hatten sich die Themen „Timetable – Ein synchronographisches Kaleidoskop -“, „1000 Jahre Schönheit – 14. April 972-“ und „Die Audienz. Der Wartesaal – Die Höflinge – Der Bildschirmherrschaftschoner“ ausgesucht und mit unterschiedlichen Medien dargestellt. Darüber hinaus haben wir mit Audioguides gearbeitet, in der museumspädagogischen Abteilung wurden Diaprojektoren und Stationen mit Kopfhörern und CD-Playern angeboten, von denen ein vom Mitteldeutschen Rundfunk produziertes Hörbuch abgespielt wurde.

Das Fazit, das ich aus unserer Mittelalter-Ausstellung und dem vielfältigen Medieneinsatz ziehen möchte, ist folgendes. Kern einer historischen Ausstellung, die einen hohen Anspruch erhebt und

auf einen großen Besucherzuspruch reflektiert, können in der Regel nur herausragende Originalobjekte sein. Diese wiederum sollten medial nicht bedrängt werden. Die Ausstellungsgestaltung sollte sich vielmehr darauf konzentrieren, die Originale möglichst wirkungsvoll zu inszenieren und in einen inhaltlich stimmigen Bezugsrahmen zu setzen. Ganz entscheidend ist, daß der Besucher die Objekte betrachten kann, ohne daß seine Bandscheiben herauspringen. Die Texthierarchien in der Ausstellung müssen erkennbar und nachvollziehbar, Objekttext und Objekt unkompliziert aufeinander zu beziehen sein. Der Zusammenhang zwischen jedem einzelnen Objekt und dem Gesamthema muß deutlich werden.

Natürlich sind das zum einen recht allgemeine Grundsätze, zum anderen stark zugeschnitten auf das Genre der historischen Großausstellung. Dauerausstellungen folgen wieder etwas anderen Gesetzen, ganz zu schweigen von Kunstaussstellungen, in denen der Medieneinsatz zum Hauptthema, zur Kunstgattung werden kann.

Medien sind, dosiert und intelligent eingesetzt, eine wichtige Bereicherung historischer Sonderausstellungen. Der Besucher hat heute auch eine recht hohe Erwartungshaltung. Mich beschleicht allerdings manchmal das Gefühl, daß es inzwischen auch eine Attraktion sein könnte, eine Ausstellung ganz ohne technische Hilfsmittel zu machen.

Speziell die „Visualisierung des Unsichtbaren“ in einer wissenschaftlichen Ausstellung führt in Grenzbereiche dessen, was wir wissenschaftlich verantworten können. Wenn wir über nicht genügend Erkenntnisse verfügen, wie ein Bauwerk etwa des Mittelalters ausgesehen hat, weigern wir uns, ein Modell anzufertigen, mit dem, wie ich meine, richtigen Argument, daß wir uns von einem bestimmten Zeitpunkt an vom wissenschaftlich Verantwortbaren entfernen und in den Bereich der Spekulation geraten. Nun kann man natürlich auch die Meinung vertreten, daß es besser sei, den Menschen eine möglicherweise nicht ganz richtige Anschauung als gar keine zu geben. Diese Diskussion gibt es schon so lang, wie es historische Museen gibt. Aber wenn wir dieser Meinung zuneigen, dann nähern wir uns im Geiste wieder der Historienmalerei des 19. Jahrhunderts an, das ja nachgerade hemmungslos darstellte, wie es etwa bei den Römern oder den Germanen oder den Kaisern des Mittelalters aussah. Erinnerung sei an die unter Kaiser Wilhelm wiederaufgebaute Saalburg, die einer wilhelminischen Trutzburg wahrscheinlich ähnlicher sieht als einem Römerkastell des ersten nachchristlichen Jahrhunderts. Wir lassen heute keine Historienbilder mehr malen, bauen nur wissenschaftlich verantwortbare Modelle, scheuen uns, den Menschen, die in Zeiten lebten, in denen es noch keine Porträtmalerei gab, ein Gesicht zu geben, sind vorsichtig mit eindeutigen historischen Aussagen und deuten sofort an, wenn wir den Boden der wissenschaftlich begründeten Theorie verlassen. Diese Vorsicht meinen wir aber abstreifen zu können, wenn wir in den Bereich der computergestützten Virtualisierung kommen. Von dem Medium scheint etwas Unverbindliches, Schwebendes, Flüchtliges und Flexibles auszugehen, so daß hier offensichtlich andere Gesetze herrschen als beim Medium „Ausstellung“ sonst. Ich will dies gar nicht vordergründig kritisieren, sondern nur darauf aufmerksam machen. Es ist nämlich durchaus möglich, daß sich die Auffassung der Ausstellungsmacher über das Medium „Virtualisierung“ und seine Unverbindlichkeit mit der Auffassung der Besucher deckt. Wenn sich also alle einig wären, daß es hier um eine Art historisches Spiel geht, dem die Ernsthaftigkeit, die Seriosität einer historischen Ausstellung abgeht, die durch die Virtualisierung erzeugten Bilder nicht mehr als Möglichkeiten darstellen, denen maximal eine gewisse Wahrscheinlichkeit anhaftet, dann wäre nichts mehr einzuwenden gegen die „Visualisierung des Unsichtbaren“.

Wir sollten uns allerdings immer im klaren sein, daß im Museum die technischen Hilfsmittel eben nur Hilfsmittel sind und im Zentrum unsere Sammlungen stehen. Diese Aussage trifft zumindest beim herkömmlichen Museum, dem Sammlungen zugrunde liegen, zu. Mir ist durchaus bewußt, daß es sich im Falle von Museumsgründungen, die nicht auf das

Vorhandensein von Sammlungen zurückgehen, sondern auf die Idee, besonders prominente Persönlichkeiten oder Ereignisse, die von identitätsstiftender Art oder geeignet sind, den Tourismus zu beleben, darzustellen, etwas anders verhält. In Ermangelung spektakulärer und/oder aussagekräftiger Originalobjekte greift man auf Inszenierungen bzw.

Computervisualisierungen zurück. Man entfernt sich hierbei gewollt oder ungewollt vom Museum im eigentlichen Sinn und nähert sich von der Gattung her dem „Science Center“ an. Es ist auch kein Zufall, daß sich das „Haus der Geschichte“ in Bonn nicht als Museum bezeichnet, sondern eben als „Haus“, wobei hier ja durchaus eine Sammlung existiert. Hier steht eben der Gedanke im Vordergrund, ein sich schnell wandelndes Forum deutscher Geschichte anzubieten, dem die Beharrlichkeit, um nicht zu sagen natürliche Trägheit eines Museums abgeht.

Die Gefahren, die stark medial ausgerichteten Museen drohen, sehe ich vor allem auf zwei Ebenen. Zum einen muß ein solches Museum, um nicht sehr schnell technisch zu veralten, mit hohem Aufwand versuchen, mit der sich weiterentwickelnden Technik Schritt zu halten, um nicht am Ende schlimmstenfalls als völlig veraltet und daher uninteressant zu gelten. Von einer finanziellen Flaute des Museumsträgers, so etwas soll es ja hin und wieder geben, wäre dieses Museum in noch härterer Weise betroffen als die von ihren Sammlungen lebenden Museen.

Zum anderen werden die medial ausgerichteten Museen durch die sich rasant revolutionierende Home-Media Technik bedroht. Denn wenn es möglich ist, den Inhalt des Museums mit nach Hause zu nehmen und dort in Ruhe und mit allen Komfort zu genießen, dann stellt sich irgendwann dieselbe Frage wie bei den Kinos. Diese haben ihre Krise, die langfristig durchaus den Untergang mit sich bringen kann, nur dadurch hinausgeschoben, daß in den letzten Jahren Großkinos geschaffen wurden, die mit ihren imposanten, eventorientierten Räumlichkeiten und zusätzlichen Angeboten eine Atmosphäre schaffen, die man zu Hause so nicht herstellen kann.

Die an amerikanische Vorbilder angelehnten realisierten Museumsneubauten der letzten 15 Jahre in Europa tragen diesem Trend schon längst Rechnung. Die Frage, wie attraktiv Shop und Cafe gestaltet sind, Aktionen wie „Feiern Sie Ihren 50.igsten im Museum“ oder „Eat and Art“ entscheiden inzwischen eher über die Akzeptanz beim Publikum und damit über den Erfolg eines Museums als die Qualität der Ausstellungen oder Sammlungen. Das Museum als gesellschaftlicher Mittelpunkt, sehen und gesehen werden, die Verlängerung des Laufstegs Innenstadt in das Museum hinein, darum geht es heute. Ein gelangweiltes Bürgertum feiert sich selbst. Der kulturelle Inhalt, die Frage, was ausgestellt wird, ist eher sekundär. Hauptsache, „man“ und „frau“ gehen ins Museum. Zweifellos eine Entwicklung, die nicht nur zu kritischen oder ironischen Kommentaren Anlaß geben sollte. Viel Museumsstaub ist auf diese Weise schon abgeschüttelt worden, die ehrwürdige Institution „Museum“ präsentiert sich frisch und quicklebendig, man hat die Anpassung an die neue Zeit gut geschafft. Fundamental werden Museen von der Politik nicht infrage gestellt, ihre Existenzberechtigung haben die Museen zumindest für die nächsten Jahre nachgewiesen. Dies verdanken wir durchaus auch den Museumsdirektoren, die die beschriebenen Trends gesetzt haben und in der Öffentlichkeit längst eher den Ruf als quirlige Kulturmanager genießen als daß man sie als Wissenschaftler noch wahr nimmt. Das hat uns gegenüber artverwandten Einrichtungen wie etwa Archiven und Bibliotheken erhebliche Vorteile eingebracht. Mein Eindruck ist jedenfalls, daß die Finanzkürzungen in diesen Institutionen in den letzten Jahren noch gravierender waren als in den Museen. Ausstellungen über Leonardo da Vinci, präparierte Leichenteile oder die Felder von van Gogh sind eben spektakulärer als Sammeln und Bewahren in aller Stille. Die stark abnehmende Leselust der Jugendlichen heute hat die öffentlichen Bibliotheken zudem schwer getroffen. Die Antwort der Bibliotheken auf die Entwicklung steht noch aus.

Wir müssen allerdings sehr aufmerksam die Entwicklung verfolgen und versuchen zu steuern, da die Eventkultur für die Museen auch erhebliche Risiken birgt. Es könnte nämlich durchaus sein,

daß es irgendwann einmal nicht mehr als schick angesehen wird, mit dem Museumsdirektor Mozarellatorten, Rucola-Salat und Kalbfleisch in Thunfischsauce zu essen, um sich schließlich mit dem Prosecco-Glas in der Hand von der Kuratorin erklären zu lassen, daß die Baseltizbilder durchaus nicht verkehrt herum aufgehängt worden sind.  
Zugegeben, wahrscheinlich ist das nicht.

Wie komme ich vom Medieneinsatz zur Eventkultur?

Mit der Eventkultur und dem starken Einsatz von neuen Medien in Museen verhält es sich ähnlich. Zu viel davon kann schädlich sein und die Museen in ihrer Substanz schädigen. Denn die „Kernkompetenz“ der Museen besteht weder in der ständigen Organisation von Events noch in einem überbordenden Technikeinsatz. Unsere Kernkompetenz besteht darin, Sammlungen so zu präsentieren, daß sie ästhetisch und inhaltlich mit Gewinn von den Besuchern betrachtet werden können. Und sie besteht im Sammeln und Bewahren von originalen Objekten. Begeben wir uns auf andere Felder, werden wir schnell angreifbar und von anderen übertroffen. Hermann Schäfer, der Direktor des Hauses der Geschichte in Bonn, hat das vor einigen Jahren in einem Vortrag während einer Tagung im Kulturhistorischen Museum Magdeburg treffend gesagt, als er in seinem Vortrag auf den nach Eröffnung seines Hauses im Jahr 1994 vielfach erhobenen Vorwurf, sein Museum sei ein historisches Disneyland, mit den Worten antwortete: „Vielen Dank, so gut sind wir nicht!“<sup>1</sup>

Zusammenfassend wäre zu sagen, daß Visualisierungen oder Animationen in den Museen und Ausstellungen natürlich ihre Berechtigung haben. Im Sinne des Neill Postmanschen „Wie amüsieren uns zu Tode“ und angesichts des „everything goes“-Mottos unserer Gesellschaft ist im Prinzip alles erlaubt, was den Leuten Spaß macht. Im Museum sollte der Medieneinsatz aber ähnlich wie in der Schule einen ernsthaften Hintergrund und das Ziel haben, auf wissenschaftlicher Grundlage Anschauung von Themen zu vermitteln, die aufgrund lückenhafter Sachüberlieferung von den Objekten des Museums her nicht dargestellt werden können. Es kommt also wie so häufig nicht so sehr auf das ob, sondern auf das wie an.

Und als allerletztes: Das Ottonenjahr fiel entgegen meiner Bedenken nicht ins Wasser, die Ausstellung wurde sogar ein sensationeller Erfolg. Über 300000 Besucher wollten die Ausstellung in 99 Tagen sehen, auch wenn uns die Kaiserpfalz Ottos des Großen rechtzeitig zur Ausstellung abhanden gekommen war. Die Ausstellung war so erfolgreich, daß wir die Finanzierung unseres nächsten Großprojektes fast schon gesichert haben. Im Jahr 2006 wird die Geschichte des Heiligen Römischen Reichs zusammen mit dem Deutschen Historischen Museum in Berlin und Magdeburg zeitgleich zum Gegenstand einer historischen Großausstellung erhoben.

---

<sup>1</sup> Hermann Schäfer: Wider „Disneyland“ als Schimpfwort - Besucherorientierung versus Einschaltquote, S.59-71, in: U. Meiners/M. Puhle/V. Rodekamp: Wege ins Museum. Zwischen Anspruch und Vermittlung. Berichte zu einer Tagung im Kulturhistorischen Museum Magdeburg (= Magdeburger Museumshefte 13), Magdeburg 2000